

»Schreiben ist manchmal wie zivilisiertes Kotzen«

Katja Lange-Müller über gelogene Wahrheiten, die Mutlosigkeit junger Literaten, das Erdferkel im Berliner Zoo und das entsetzlich skurrile Amerika in Zeiten der Homeland Security

Die kleinen Geheimnisse des Lebens und »biotopischen Zustände« im Alltag, verpackt in lakonischen Erzählungen, sind das Metier der Berliner Schriftstellerin

Katja Lange-Müller. 1986 wurde sie mit dem Ingeborg-Bachmann-Preis ausgezeichnet, 1995 mit dem Alfred-Döblin-Preis, sie war 2002 Stadtschreiberin in Mainz und erhielt 2005 den Kasseler Literaturpreis für grotesken Humor.

Am 27. Mai 2005 las Katja Lange-Müller auf Einladung der »Kritischen Ausgabe« im Bonner buchLaden 46 aus ihrem bislang letzten Erzählband, »Die Enten, die Frauen und die Wahrheit«, und stellte sich im anschließenden Gespräch den Fragen von Redaktion und Publikum.

K.A.: Zu Beginn ein kurzer biographischer Abriss, der auf Ihrem Eintrag im *Kritischen Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur* basiert:

Katja Lange-Müller wurde 1951 in Ost-Berlin – genauer: in Berlin-Lichtenberg – geboren. Ihre Mutter war Abgeordnete der DDR-Volkskammer und Mitglied des ZK der SED. Mit 17 Jahren wurde Katja Lange-Müller »wegen unsozialistischen Verhaltens« vorzeitig aus der Schule entlassen und absolvierte eine Lehre als Satzsetzerin. Sie arbeitete anschließend als Bild- und Umbruchredakteurin bei der »Berliner Zeitung«, ein Jahr lang als Requisiteurin beim DDR-Fernsehen und schließlich mehrere Jahre als Pflegerin in der Psychiatrie.

All diese Stationen – so viel darf man wohl vorwegnehmen – fanden auch Niederschlag in Ihrem literarischen Werk. Weiter heißt es:

1976 unterzeichnete sie die Petition gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns. Von 1979-82 studierte sie am Literaturinstitut Johannes R. Becher in Leipzig, dem Vorgänger des heutigen Deutschen Literaturinstituts. Danach absolvierte sie ein einjähriges Praktikum in der Mongolischen Volksrepublik und arbeitete dort in einer Teppichfabrik. Bis zu ihrer Ausreise nach Westberlin 1984 war sie als Lektorin im Altbörsen Verlag tätig.

Die darauf folgenden zwanzig Jahre überbrückt der Verfasser des Lexikonartikels elegant mit einem einzigen Satz: »Heute lebt und arbeitet sie in Berlin.« Das gibt natürlich Anlass zu der Frage: Was war denn nun in den zwanzig Jahren, die in dieser Vita fehlen?

Katja Lange-Müller: Also, ich bin 1984 übergesiedelt und habe erst noch in meinem zweiten Beruf gearbeitet und mich qualifiziert. Die letzten etwa acht Jahre im Osten war ich ja Hilfspflegerin in der Psychiatrie und hab dann in der Karl-Bonhoeffer-Nervenklinik in West-Berlin angefangen. »Bonnie's Ranch« wurde die genannt und ist die größte forensische Klinik Europas, wirklich ein harter Laden, und da habe ich etwas kennen gelernt, was mir in meinem Leben vorher noch nie begegnet war: Junkies. Damit hat übrigens mein nächstes Buch zu tun. Es wird »Böse Schafe« heißen. Darin geht's um ein Greenhorn aus dem Osten und einen Junkie aus dem Westen – und es geht um West-Berlin, ein untergegangenes Vineta, mit dem sich bisher noch keiner so richtig beschäftigt hat. Sozusagen die Eroberung des Westens aus der Kellerasselperspektive. Dieser Junkie war elf Jahre im Knast wegen Beschaffungskriminalität, aber die Ostlerin hält den für kompetent und denkt, der müsste eben alles wissen über den wilden Westen. Der aber konfabuliert natürlich nur, elf Jahre sind eben elf Jahre, und er hat überhaupt keine Ahnung, was eigentlich draußen gelaufen ist in der ganzen Zeit. Diese beiden Greenhörner haben beide ordentlich kriminelle

Energie, beide sind Tagediebe und Taugenichtse und sind von nichts anderem umstellt und umringt, als von Tagedieben und Taugenichtsen ... Naja, das Ganze umschreibt die dekadente Phase der letzten fünf Jahre vor dem Mauerfall, wo auch der taxifahrende Adorno-Schüler sich langsam fragt, wie das denn nun alles weitergehen soll, selbst den größten Improvisierern fällt nichts mehr ein und die Schupfnudeln beim Schwaben werden auch immer kleiner und ranziger. Nichts geht mehr. Der Mehltau des Stillstands liegt über allem. Ich selbst habe lange gebraucht, um zu begreifen, dass das, was wir »Abhauen« genannt haben, so gar nicht stimmt: Wir haben ja noch nicht mal die Stadt gewechselt, sondern einfach 'ne Klapptür aufgemacht. Deshalb heißt es auch in dem Text, dass Berlin-Ost und Berlin-West vergleichbar sei mit einer Schachtel Pralines: auf der einen Seite liegen die golden eingewickelten, auf der anderen Seite die nackten – und wenn man die golden eingewickelten auswickelt, sehen die genauso aus wie die Nackten. Es ist also erkennbar eine Stadt, und meine Protagonistin, meine Erzählerin, kriegt erstmal ganz lange nicht mit, dass sie sich eigentlich – von den wenigen Aborigines mal abgesehen – unter lauter Abgehauenen befindet. Zu den wenigen geborenen West-Berlinern gehört eine Figur namens Harry – so hieß man eben im amerikanisch besetzten Nachkriegs-Berlin. Sie heißt Soja, und seine erste Frage an sie lautet natürlich: »Ach, Soja – Bohne oder Soße?« Das Ganze verarbeitet endlich mal so ein bisschen meine Eindrücke von diesem für mich damals sehr neuen und seltsamen West-Berlin, das es heute noch viel gründlicher nicht mehr gibt als die DDR. Von der DDR ist mehr übrig geblieben als vom alten West-Berlin.

K.A.: Besonders bei Ihrem Roman *Die Letzten* war gelegentlich zwar nicht als Vorwurf, aber immerhin als Randnotiz zu lesen, das sei zwar ein guter Text, aber leider wieder nicht der große Wiedervereinigungsroman, auf den wir alle ja angeblich schon seit Jahren warten ...

Lange-Müller: Ja, den sollen die mal schön selber schreiben!

K.A.: Aber es fällt ja schon auf, dass gerade Autoren mit DDR-Vergangenheit häufiger mit diesem Wunsch konfrontiert werden, frei nach dem Motto: Jetzt arbeite doch bitte endlich mal deine Vergangenheit auf!

Lange-Müller: Aufarbeitung sollte man den Änderungsschneidern überlassen. Man kann die Geschichte sowieso nicht aufarbeiten, und außerdem glaube ich, wenn es überhaupt so etwas geben kann, dann ist das ein Surrogat aus ganz vielen Büchern und Geschichten, von allen möglichen Autoren zusammengetragen. Das, woran ich im Moment schreibe, wird auch nicht der Wiedervereinigungsroman, auf keinen Fall. Diese Forderung weise ich also sozusagen an den Absender zurück: Wenn du so einen Wiedervereinigungsroman willst, dann schreib ihn doch!

K.A.: Sie sehen also weder die Notwendigkeit dafür, dass es so etwas geben müsste, noch fühlen Sie sich selbst unter Druck gesetzt?

Lange-Müller: Nein, die eigenen Erfahrungen sind ja immer eine wichtige Folie, und es ist auch jedem Autor zu raten, nicht über Dinge zu schreiben, von denen er nichts versteht – was nicht heißt, dass man von seinem eigenen Leben viel verstehen müsste; das ist wahrscheinlich das, was man am Ende am wenigsten verstanden hat. Nichtsdestotrotz ist es

aber der Fundus, auf den man hin und wieder zurückgreift. Ich behaupte im Moment, dass ich mein Leben so ziemlich abgegrast habe, und freu mich schon auf die totale Fiction.

K.A.: Aber in Ihren letzten Romanen und Erzählungen kommt es einem ja schon so vor, als wäre das alles mehr oder weniger autobiographisch ...

Lange-Müller: Nee, das ist es nicht. Das ist ja der Trick. Gute Lügner machen das so, die erzählen eine pseudo-authentische Geschichte. Das gute Lügen unterscheidet sich vom schlechten dadurch, dass es glaubwürdig ist. Man kann die Wahrheit eben auch lügen. Aber abgesehen von einer Geschichte – »Die Enten, die Frauen und die Wahrheit«, die sich wirklich fast eins zu eins so an der Alster abgespielt hat – sind die Entstehungsprozesse ganz anders. Ich kann das manchmal gar nicht mehr so genau sagen, was mir erzählt wurde, was ich selbst erlebt und was ich mir ausgedacht habe. Als Kind habe ich gnadenlos dreist, aber natürlich auch mich verbessernd, ja mich übend gelogen. Ich war schlicht unfähig, ein und dieselbe Geschichte zweimal in der gleichen Art zu erzählen. »Das hast du aber neulich ganz anders erzählt«, hieß es dann. Na klar, ich will mich ja nicht langweilen, wenn ich sie schon noch einmal erzählen muss, die Geschichte. Und so ist es beim Schreiben auch. Ich weiß gar nicht mehr, aus welchen Partikeln sich das dann letztlich zusammensetzt. Da gibt es immer Elemente von – ich nenne das bewusst so, auch wenn es klingt wie ein Pleonasmus – »Realo-Wirklichkeit«. Aber letztlich will ich ja nur, wie jeder richtig gute Lügner, dass man mir glaubt. Das ist also ein Trick, die Geschichten so zu bauen, dass sie eine »Pseudo-Authentizität« haben, aber: Vorsicht! Achtung! Stimmt nicht!

K.A.: Gerade jungen Autoren wird ja häufig der Vorwurf gemacht, dass sie zum einen nichts zu erzählen hätten, und zum anderen, dass sie das, was sie erzählen, schlecht erzählten. Da ist dann etwa die Rede von »Institutsprosa«. Sie selbst waren Studentin am Johannes-R.-Becher-Institut und haben später eine Zeitlang als Dozentin am Deutschen Literaturinstitut Leipzig gelehrt ...

Lange-Müller: Ja, das DLL liegt zwar in derselben Ecke, aber es ist doch ein Institut mit einem komplett anderen Konzept. Und diese Kritik an der Institutsprosa ist nicht ganz unberechtigt. Viele dieser Texte sind relativ arm, auch im Sinne von armselig: Da geht's dann um eine böse Beziehungskiste in Südfrankreich, den ersten Liebeskummer – ein sehr beliebtes Thema. Aber oft hast du das Gefühl, die Autoren sind sprachlich und rhetorisch gar nicht so ungeschickt, vielleicht sogar begabt. Das Problem ist nur: Wenn du die Latte nicht hoch genug legst, wenn du dir nicht eine schwierige Erzählperspektive suchst, wenn du nicht eine Geschichte zu erzählen hast, die du im Grunde selber erst verstehen musst, wenn du also sozusagen den omnipotenten Überblick über ein hinter dir liegendes Erlebnis hast, das du zwar überstanden hast, aber von dem du nun meinst, es habe dich verändert und es sei das erste richtige dramatische Ereignis in deinem Leben gewesen, so, dass du es aufschreiben musst, dann ... Na ja, manche können ja wirklich aus Nichts etwas machen. Die Sache mit der Ente zum Beispiel hätte man auch anders erzählen können, viele von diesen Studenten würden vielleicht sagen: »Diese Geschichte lohnt sich überhaupt nicht. Das ist gar keine Geschichte, das ist banal!« Vielleicht ist es das auch. Aber gerade das Banale stellt eine Herausforderung dar. Wir haben als Kinder immer gesungen: »Da oben auf



Katja Lange-Müller
© OSTKREUZ/Ute Mahler, Berlin (www.ostkreuz.de)

dem Berge / da steht ein Karton, / da machen die Zwerge / aus Scheiße Bonbon.« Darum geht's – auch beim Schreiben. Das Umgekehrte kann jeder! Man muss damit anfangen, dass man sich Gedanken macht: Was habe ich hier für Zutaten? Einen chinesischen Koch, einen dreibeinigen Ochsenfrosch und eine entlassene Chefsekretärin. Wie bringe ich die drei nun zusammen, und was kann da passieren?

K.A.: Wie greifen Sie denn Ihre Themen?

Lange-Müller: Ich weiß es im Grunde selbst nicht. Manche Sachen arbeiten ziemlich lange in mir, auch diese kleinen Geschichten. Sie dürfen nicht denken, dass ich da einmal tief Luft hole und dann sind die fertig. Die sind schon ziemlich gearbeitet. Ich meine, je kürzer so ein Text ist – das ist einfach eine Art Naturgesetz in der Literatur –, desto wichtiger wird jedes einzelne Wort. Und da mein Verfahren eigentlich immer das Reduzieren ist, sind die Sätze auch ziemlich lang – was für einen Raucher beim Vorlesen manchmal schwierig ist, aber wenn lange Sätze gut gebaut und richtig strukturiert sind, dann geht das auch, die haben dann trotzdem artistische Eleganz. Nicht so wie: »Es war ein sonniger Tag.« Punkt. »Der Ochse ging spazieren.« Punkt. »Ich ging ihm hinterher.« Punkt. Oder: »Ach.« Punkt. »Nicht doch.« Punkt. Das macht mich alles krank. Wozu, frage ich mich, hat Kleist die Gleichzeitigkeit erfunden, und warum hat er sich sein halbes Leben lang Gedanken über die Funktion des Kommas in einem die Spannung haltenden Satz gemacht? Da kann man doch nicht so tun, als würde das nicht funktionieren. Das funktioniert grandios gut. Und deshalb habe ich keinen Respekt vor Sätzen, die nur ein Wort enthalten. Ich hab dann immer das Gefühl, da sitzt einer mit 'ner Fernbedienung und zappt. Da, wo ein Punkt sein müsste, steht garantiert ein Komma, und wo ein Komma sein müsste, steht unbedingt ein Punkt – und du fragst dich,

was eigentlich das Semikolon den Menschen getan hat. Das ist doch ein geniales Zeichen – schwächer als ein Punkt, aber stärker als ein Komma –, das man wirklich brauchen kann. Und wenn ich das sehe, da kann ich nur mit Goethe, der alten Fundgrube, sagen: »Ich spüre die Absicht und bin verstimmt.« Das tue ich mir dann auch nicht mehr an, ich lese das dann einfach nicht zu Ende. Solche Bücher verderben wirklich die Literatur im Ganzen. Meine Oma hat immer gesagt: »Wo alles stinkt, kann einer alleine nicht duften.« Jeder muss daran interessiert sein, dass es möglichst viel gute Literatur gibt, weil die Herausforderung dann einfach größer ist und die Aufmerksamkeit für das, was die Kollegen so machen. Natürlich haben wir da die Verleger und Agenten und alle möglichen Idioten, die meinen, die »neue deutsche Welle des Erzählens« fördern zu müssen, weil sie die teuren Lizenzen für die dann doch irgendwie floppenden Amerikaner nicht mehr bezahlen wollen. Aber das ist ja nicht die Lösung. Und so gebe ich mir eben Mühe, immer so kleine Brühwürfelchen zu machen – natürlich auch aus großer Sympathie für die Erzählung, die ich für eine außerordentlich artifizielle literarische Form halte, eine ganz wichtige, gerade in der deutschen Literatur. Na ja, und in diesen Schreibwerkstätten lernen die eben sozusagen Fehlervermeidung und Glätten – so lange, bis es keine Diskrepanz mehr gibt. Ich bin ja schon richtig froh, wenn ich beim Lesen mal das Gefühl habe, hier hat sich einer was getraut, hat die Latte vielleicht ein bisschen zu hoch gelegt und es vielleicht nicht ganz geschafft, war aber nicht feige. Was ich in der Literatur am allerwichtigsten finde, ist Mut – und davon ist leider oft zu wenig zu spüren.

K.A.: Mut dazu, immer schöner zu scheitern?

Lange-Müller: Ja genau, schöner scheitern. Gegen ein wirklich grandioses Scheitern habe ich überhaupt nichts, aber gegen ein sozusagen Auf-kleinstem-gemeinsamen-Nenner-Gelingen habe ich eine ganze Menge!

K.A.: Nun können Sie selbst allerdings auch aus einem großen Fundus an Erfahrungen schöpfen ...

Lange-Müller: Ach, das sind ja alles ganz kleine Fundi, auch für diese Erzählungen. Für diese Dinger wollte ich den Alltag, ich wollte einfache Sachen, nichts Exponiertes, nichts Sensationelles. Da geht es ja nicht um Leben und Tod – auch wenn es natürlich immer um Leben und Tod geht, aber was ist schon der Tod einer Ente?

Stimme aus dem Publikum: Also, mich hat das sehr berührt!

Lange-Müller: Danke. Das freut mich.

Stimme: Auch das Schwein im Zoo!

Lange-Müller: Das Erdferkel, ja ...

Stimme: Und ich bin jetzt traurig, weil es das nicht wirklich gibt!

Lange-Müller: Doch, natürlich gibt es das!

Stimme: Das ist nicht erfunden?

Lange-Müller: Nee! Die ersten Jahre im Berliner Zoo hatten die das in so einem Freigehege; da haben die noch

nicht gewusst, dass die Viecher nachtaktiv sind, und dieses Erdferkel hat sich immer sofort eingegraben. Ich hab noch das Bild vor Augen: Diese Erdferkel haben sehr kräftige Schwänze und wirklich so Eselsohren und lange Rüssel, so ein bisschen wie Ameisenbären, und da hat der Wärter sich mit einem Bein gegen den Sandhaufen gestemmt und mit beiden Händen an dem Schwanz vom Erdferkel gezerrt, damit es wieder rauskommen möge. Aber das Erdferkel war stärker. Das ist dann einfach im Loch verschwunden. Eigentlich mag ich diese Viecher schon seit ich Kind war. Ein sehr merkwürdiges Tier, das wird Ihnen sicher gefallen!

K.A.: Sie sagten vorhin, dass Sie schon als Kind eine gewisse Lust am Erzählen an den Tag gelegt hätten. Ist daraus der Wunsch entstanden, Schriftstellerin zu werden?

Lange-Müller: Ich wollte das eigentlich erst sehr spät. Ich war ja Setzerin und hab mein täglich Brot damit verdient, Texte in das haltbarere Medium zu übertragen, also vom Manuskript in den Winkelhaken – ich stand da ja noch am Setzkasten – und dann ... Ich glaube aber, das hat meinen Hang zur Erzählung sehr gefördert, weil ich natürlich, während ich auf meinen Plattfüßen stand und der Tag kein Ende nehmen wollte, ganz oft dachte: Wann kommen diese Idioten denn endlich mal auf den Punkt? Das kann man doch auch in drei Sätzen sagen, warum brauchen die dazu zwanzig Seiten? Und heute noch finde ich es geradezu obszön, wenn die Sprache nur als Transportmittel benutzt wird und dann diese kurzen Sätze, die alles doppelt sagen und am Ende viel mehr Papier verbrauchen als lange, die richtig gebaut sind. Die kompensieren die Sache nämlich, und ich meine, Schriftsteller sollen doch das, was sie zu sagen haben, so konzentriert wie möglich sagen. Es gibt so viel zu lesen, und wir alle haben ein biologisches Verfallsdatum: Wir können nur bis zum Ende unseres Lebens lesen, keinen Tag länger. Und deshalb gehört es für mich zur Ethik eines Autors, das, was er sagen möchte, so kompakt und ungeschwätzig wie möglich zu sagen.

K.A.: Und wie kam es nun dazu, dass Sie angefangen haben zu schreiben?

Lange-Müller: Eigentlich während der Nachtwachen in der Charité. Da hatte ich wirklich ein Problem. Meine erste Erzählung habe ich nach der Nachtwache morgens in einer Kneipe namens »Wein-ABC« geschrieben: »Manchmal kommt der Tod auf Latschen«, in der geht es um meine erste Tote, noch dazu eine Patientin, die lange auf Station war und die ich eigentlich mochte. Die war gestorben und ich war alleine, obwohl ich gar nicht hätte allein sein dürfen, denn ich war ja nur Hilfsschwester, und dann habe ich so eine Mappe gefunden, in der genau stand, was man machen muss, also Kinn hochbinden, waschen und so. Da merkt man dann, dass es nicht diesen einen Moment gibt, von dem man sagen könnte: Jetzt ist die tot. Nein, das ist seltsam, wie ein fließender Übergang. Ich war relativ jung, und Psychiatrie ist

– Anzeige –

Reich bin ich durch ich weiß nicht was,
man liest ein Buch und liegt im Gras.

Robert Walser

buchLaden 46

Kaiserstr. 46, 53113 Bonn, 0228.223608, info@buchLaden46.de

schon ein hartes Ding. Du wirst einfach mit Sachen konfrontiert, die du nicht wirklich verstehst, und du kannst darüber auch mit niemandem reden auf der Station, denn die machen ja alle das gleiche wie du. Ich kann schon verstehen, warum da manche anfangen, Patienten zu vergiften: aus Überforderung oder weil die sich für den lieben Gott halten. Das kommt aber alles daher, dass du mit der Situation nicht wirklich umgehen kannst. Und Schreiben ist immer eine Möglichkeit, Sachen auf Distanz zu bringen, also aus dem Körper raus. Du musst darüber nachdenken, daraus Sätze machen, es ist wie geordnetes, zivilisiertes Kotzen ...

K.A.: Also eine Art Therapie?

Lange-Müller: Ja, genau, nichts anderes. Das musste ich einfach machen. Ich war zu dieser Zeit durch meinen Beruf ja auch ziemlich isoliert. Wenn man etwa zum Tanzen ging und gefragt wurde: »Na, was machst du so?«, und dann sagte: »Psychiatrie.« – Tja: »War nett, Sie kennen gelernt zu haben« – und damit hatte sich das erledigt. Gleichzeitig habe ich aber auch ganz viel erlebt, auch Dinge, die mich richtig empört haben und von denen ich dachte, das muss die Welt erfahren. Und wie erfährt die Welt davon? Indem man es aufschreibt. Zum Teil habe ich wirklich vor Wut geschrieben, auch deshalb, weil ich niemanden fand, nicht mal einen Friseur, dem ich das hätte erzählen können.

K.A.: Aber die Welt hat es damals nicht erfahren, oder? Die Texte wurden nicht veröffentlicht ...

Lange-Müller: Mhm, ja. Erst sehr viele Jahre später. Das hatte was mit der DDR zu tun; solche wenig optimistischen, nicht wirklich lebensbejahenden Textratten wollte keiner drucken ...

Stimme aus dem Publikum: Defätismus!

Lange-Müller: Genau, so hieß das!

K.A.: Aber trotzdem sind Sie am Literaturinstitut aufgenommen worden.

Lange-Müller: Ja, aber das ist eine zu lange Geschichte. Die hätten mich nie genommen, wenn die gewusst hätten, dass ich identisch war mit Katja Lange. Ich hatte aber inzwischen einen Wolfgang Müller geheiratet, und die hatten nicht mitgekriegt, dass ich die bin, die ich bin – die Stasi war einfach zu langsam, wie ich später aus meinen Akten erfahren habe. Die Immatrikulationsurkunden waren rausgeschickt. Dann hat mich der Institutsleiter, ein gewisser Max Walter Schulz, gebrieft: »Sie kennen ja sicherlich mein Buch *Wir sind nicht Staub im Wind*« – so ein doofes Geschwafel über einen reuig aus Russland heimkehrenden Wehrmachtsoffizier, aber nicht wirklich schlecht – »und Sie wissen ja: Einmal Offizier – immer Offizier!« Ab da wusste ich, dass der auf mich aufpassen musste, und das hat der dann auch gemacht. Der war also irgendwie dazu verdonnert, bei Gefährdung seines Postens mein Wohlverhalten zu garantieren. Aber wenn die das zwei Tage früher bemerkt hätten, wer ich war, die hätten mich nicht immatrikuliert. Ich hatte mich ja noch nicht mal selbst beworben, sondern das hat dieser Wolfgang Müller, mit dem ich verheiratet war, gemacht. Wir verstanden uns nicht besonders gut, die Wohnung war klein, wir haben immer Schach gespielt, wenn wir uns nicht gestritten haben – und der hat

irgendwann mein Zeug genommen und es dahin geschickt, weil er die Bude für sich alleine haben wollte. Und dann kam er freudestrahlend auf mich zu mit der Post und sagte: »Hier! Du kannst in Leipzig studieren, du hast doch die Schnauze voll von der Psychiatrie!« Da war ich erst mal sauer, weil der das hinter meinem Rücken gemacht hat, hab mir dann aber gedacht: Why not? Kann man doch mal probieren, oder?

K.A.: Wie hat die Ausbildung am Literaturinstitut Ihr Schreiben geprägt?

Lange-Müller: Ich hatte sehr gute Lehrer: einen richtig guten Stilisten, Gerhard Rothbauer hieß der, und einen sehr, sehr guten Lyriker, Peter Gosse, der hatte keinerlei Ehrfurcht vor schlohweißen Gedanken und Zeilen und er hat uns wirklich beigebracht, wie man einen poetischen Text analysiert, hatte immer gute Laune und war ein prima Mensch. Und noch einer war ganz okay, so ein Krimi-Dramatiker, ein gewisser Wolfgang Pfeiffer – wir nannten ihn »Leichen-Pfeiffer« –, das war ein richtig guter Handwerker, von dem man auch was lernen konnte. Und natürlich haben wir durch diese gruppenspannende Spannung auch sehr viel gelernt, über uns selber und über die anderen. Und wir hatten ein luxuriöses Privileg, einen sogenannten »Giftschein«, das heißt, wir konnten in der Universitätsbibliothek alle Bücher entleihen, die wir haben wollten. Uns wurde nichts verweigert – und das war wirklich eine Sensation, schon dafür hat sich das gelohnt. Wir haben gelesen wie die Teufel, wir sind überhaupt nicht mehr ins Institut gegangen ...

K.A.: Aber selbst veröffentlicht haben Sie bis zur Übersiedlung in den Westen nichts?

Lange-Müller: Doch, einmal in der *ndf*, da hatten sie eine von vielen Sätzen befreite kurze Erzählung gedruckt. Das war aber das einzige.

Frage aus dem Publikum: Mich würde mal interessieren, wie man sich heutzutage so als Berliner fühlt. Was hat sich da verändert?

Lange-Müller: (*lacht*) Also, ich sage immer, dass ich »Aborigine« bin – und damit ist schon eine ganze Menge gesagt, denn so fühlen wir uns auch, wie Ureinwohner. Aber diese Stadt befindet sich ja in einer pausenlosen Metamorphose: Wenn man ein halbes Jahr weg war, erkennt man sie schon gar nicht mehr wieder. Wenn man jünger ist, begrüßt man solche Sachen; wenn man älter ist, will man, dass wenigstens irgendetwas so bleibt, wie es war. Aber das ist vergebliches Hoffen. Das einzige, was bleibt und was sich in der letzten Zeit doch sehr nachhaltig entwickelt, ist eine – ja, man kann es wirklich schon Verelendung nennen. Es gibt in der Gegend, in der ich wohne, irgendwie nichts mehr, noch nicht mal einen 99-

Cent-Laden – das ist einfach Wüste, nur ehemalige Läden, in denen nichts mehr ist.

K.A.: Sie hatten während Ihrer Lesung erwähnt, dass Sie vor kurzem für ein paar Monate als Dozentin in den USA gewesen sind. Wie war es für Sie in Ohio?

Lange-Müller: Ich war ja vorher schon öfter in den Vereinigten Staaten; am MIT in Boston – damit haben auch einige dieser Texte zu tun –, am Dartmouth-College in Hanover/New Hampshire und nun eben als »Writer in Residence« am Oberlin College in Ohio. Jetzt hab ich erst mal die Schnauze voll. Ich liebe die amerikanische Literatur, ich kenne mich gut damit aus und ich habe immer gedacht, ein Land, das solche Literatur hervorgebracht hat, was kann dem schon passieren? Aber im Moment ... Also, das waren drei seltsame Monate da am Eriesee.

Stimme aus dem Publikum: Erzählen Sie doch mal!

Lange-Müller: (*lacht*) Ich könnte viele Geschichten erzählen, denn ich hatte nur Flashbacks – und das war böse. Also, ich dachte wirklich, ich bin wieder im Osten – ja, im Osten. Schon der Name klingt ja wie ein Kalauer: »O-Berlin« – ein reiches, angeblich liberales College, übrigens, quasi der Mythos der Liberalität. Pro Nase zahlen die da etwa 40.000 Dollar im Jahr, und das sind nur die reinen Studiengebühren. Und dann Ohio: Sumpf, Erlen, platt wie ein Handtuch, kalt wie sonst was, ein ewig langer Winter. Mitte Mai hört das dann mal auf, und dann wird es auch gleich heiß – das Frühjahr fällt aus wegen Hochdruck oder Bodennebel, je nachdem. Ein Kollege von mir beschrieb dieses Oberlin-College als einen unentschlossenen, zwischen einer anonymen Großtankstelle und einem Pseudo-Oxford hin und her schwankenden Ort, und so ungefähr sieht das von außen auch aus.

Die Studenten wollten Fasching feiern, und wenn in diesem trockenen College schwach alkoholische Getränke verabreicht werden sollen, muss man das zwei Monate vorher schriftlich beim Security-Department, dem einzigen, was im letzten Jahr auf doppelte Personalstärke gewachsen ist, beantragen. Es ging um eine Dose »Amstel Light« pro Nase; die Studenten waren zwischen 19 und 24 Jahre alt, sehr vernünftig, sehr intelligent. Es gingen also zwei Wochen ins Land, da kam das Security-Department – wir hatten gerade einen Mordsschneesturm – und mauerte in all diesen roten Backstein-Buildings die Kamine zu. Sehr hässlich und sehr dilettantisch. Wegen Brandschutz, wurde noch begründet. Eine Woche später kam ein Schreiben vom Security-Department, dass bei diesem Faschingsfest Dekorationsverbot bestünde, wegen Brandschutz. Noch eine Woche drauf kam wieder ein Schreiben vom Security-Department, dass auch Verkleidungsverbot bestünde, weil man groben Unfug vermeiden wollte. Wahrscheinlich hatten die Angst, dass da einer



Widmung mit Maus
(aus einem Autogramm
von Katja Lange-Müller)

als Usama Bin Laden kommen könnte. Dann war schon fast der Faschingstermin heran, da kam natürlich, wie erwartet, das Schreiben, dass die Sache mit dem »Amstel Light« auch nicht genehmigt sei. Zwei Tage bevor das Faschingsfest starten sollte, das drei Departments vorbereitet hatten – das Russian Department, das French Department und das German Department –, kam begründungslos das Verbot von Livemusik. Da gibt's nämlich ein großes Konservatorium, jede Menge Musiker, die hatten so eine Studentenband, die das umsonst gemacht hätte – das durfte auch nicht sein. Da standen die dann also zivil wie immer in einem hässlich gekachelten Zwischenraum dieses Deutschen Hauses, ohne Pappnase, und hatten alte CDs aus ihren Schränken geholt – und das sollte jetzt irgendwie Spaß machen! Eine Kollegin von mir, Dorothea Kaufmann, Professorin am German Department, und ich hatten deshalb heimlich zwei Literflaschen Weißwein besorgt und waren grimmig entschlossen, die in unserem 15-Liter-Eimer Bowle zu versenken, die bis dahin aus zehn Litern Diet-Sprite und drei Büchsen Erdbeeren bestand. Wir hatten die Flasche schon entkorkt, da tauchten wieder diese Jungs vom Security-Department auf mit so kleinen Reagenzglaschen und nahmen aus jedem Eimer, also dem vom Russian Department, dem vom French Department und dem vom German Department, kleine Probchen, verstöpselten die ordentlich und trugen die weg. Wenn die fünf Minuten später gekommen wären, hätten wir ein ernstes Problem gehabt mit unseren zwei Flaschen Weißwein auf einen 15-Liter-Eimer – ja! Oder eine andere Geschichte: Es gab da ja nix in diesem Oberlin/Ohio, nur ein verstaubtes Antiquariat, einen Hardware-Laden, den üblichen »Gibsons« – das ist so ein Gemischtwarenladen, wo von der überbewerteten Schuhcreme bis zu den Baked Beans in der Dose alles herumstand, was man so braucht – und dann eben so einen komischen Laden, in dem es gebatikte Drei-Mann-Zelte für die etwas aus dem Kleister gegangenen Professorinnen gab. Und in diesem Laden waren nun weiße Blüschchen angekommen; und weil der Winter schon so lange dauerte und man sich auf den Frühling freute, sind Dorothea und ich halt dahin marschiert. Drei Umkleidekabinen waren besetzt, eine war frei und wir hatten nur eine Dreiviertelstunde Mittagspause – da sind wir also zusammen in die eine Umkleidekabine. Mir war mein Blüschchen zu eng, Dorothea ihr Blüschchen zu weit, also sind wir wieder raus, und am nächsten Tag mussten wir uns bei der »Chair Woman« vom German Department melden. Die guckte etwas verlegen zur Seite, hatte rote Ohrenspitzen und sagte, es ginge sie ja eigentlich nichts an, aber es mache keinen guten Eindruck, wenn zwei German-Professorinnen zusammen in ein und dieselbe Umkleidekabine gingen ...

Stimme aus dem Publikum: Da kommen doch bestimmt alte Erinnerungen hoch, oder?

Lange-Müller: Ja, sage ich doch, DDR! Ständig Déjà-vus, ständig das Gefühl, du bist unter Kontrolle, die haben dich immer scharf im Blick. Die nichts weiter als Individualität gelernt habenden Ostküsten-Intellektuellen gucken wie die Eichhörnchen, wenn's blitzt, und verstehen nicht, was da passiert. Irgendwie sind die auch alle nur damit beschäftigt, möglichst nicht aufzufallen, damit ihr Vertrag um zwei Jahre verlängert wird. Keine Networks, nix – vernetzt sind nur die anderen, die Wachsamten. Das ist jetzt die Situation. Und dieses Security-Department, das wächst und wächst – breite Brüste, schwarze Hemden, steht so groß »Security« drauf. So ist das, auch anderswo in den USA. Etwa wenn du nach New York kommst und in irgendein Museum willst: Überall stehen

die rum, pausenlos wirst du kontrolliert, die nehmen den Ausweis, dann gucken sie dir so scharf ... also, nicht direkt in die Augen, sondern mehr so auf die Stirn, und dann knicken die diesen Ausweis vor deinen Augen, deinen Reisepass, der ja immerhin 69 Euro kostet, denn es könnte ja ein Scheibchen Plastiksprengstoff drin sein. Und dann beobachten die ganz genau, ob sich über deiner Nasenwurzel die Andeutung einer steilen Falte entwickelt, und wenn die das sehen, dann kneten die den Pass erst richtig durch! Ich hatte meine Mimik so wenig unter Kontrolle, dass ich nach drei Tagen New York jetzt einfach einen neuen Pass brauche. Also, vorgeblich ist das eine Ausweiskontrolle, aber eigentlich ist eine Lektion: Beherrsche dich, hab deine Gesichtszüge unter Kontrolle, wenn nicht, machen wir mit dir, was wir wollen! Das ist die eigentliche Botschaft und darüber sind die sehr glücklich, dass ihnen jetzt endlich, nachdem sie so lange in den Startlöchern fast vermodert wären, diese Chance gegeben ist, der Welt zu zeigen, was sie drauf haben. Das ist alles nicht sehr angenehm, besonders wenn man aus dem Osten kommt. Das hatte ich alles schon mal. Nix gegen Hippieblusen, die ziehe ich gerne wieder an, aber *das* muss nicht sein. Mehr ist dazu nicht zu sagen – das ist Amerika jetzt, wirklich an allen Ecken und Enden, und ich übertreibe nur ganz, ganz gering.

K.A.: Was fühlt sich für Sie unangenehmer an: das Déjà-vu oder die Erinnerung an das Original?

Lange-Müller: Das Déjà-vu fühlt sich unangenehmer an, weil ich ja Amerika immer geliebt habe, ganz besonders die amerikanische Literatur, und weil ich ja auch sehe, wie ratlos die sind. Ich habe zum Beispiel diesen Jackson-Prozess mitverfolgt, da ist es dasselbe. Eigentlich geht es nicht um Michael Jackson und ob der jetzt ein Kinderficker ist oder nicht – es geht vor allem darum, dass dieses Micky-Maus-Disneyland einfach nicht mehr ein vogue ist. Da kann man nur mit Wedekind sagen: »Ach, wie schön ist's in der Welt, / wo man hinspuckt, sitzt ein Held.« Es ist nicht auszuhalten! Aber wie man so sagt: schlechte Zeiten – gute Literatur. Es gibt immer noch gute Autoren in Amerika, und das nicht zu knapp. Nur interessiert das dort niemanden mehr.

K.A.: Dafür werden die doch hier bei uns recht teuer gehandelt ...

Lange-Müller: Na ja, es gab da mal so eine Zeit, wo den Agenten und den Scouts alles aus der Hand gerissen wurde, teilweise Bücher, die noch gar nicht geschrieben waren, und das wurde dann natürlich Müll. Teuer verkaufter Müll.

K.A.: Was ja auch auf die junge deutsche Literatur zutrifft, diesen Hype zumindest ...

Lange-Müller: Ja, man macht es eben so ein bisschen kampagnenmäßig: Einer sagt »Pelze sind iih!«, und dann sind die eben auch erst mal »iih!«. Dann zieht Naomi wieder mal einen an und damit ist die »iih!«-Zeit vorbei; dann ist der Fuchs eben wieder ein böses kleines Raubtier. Ich denke, das hatte wirklich auch damit etwas zu tun, dass man sagte: »Ach, warum denn in die Ferne schweifen? Tun wir doch einfach mal so, als sei hier ungeheuer was im Kommen, machen wir daraus mal eine richtige Kampagne!« Alle Verlage haben mitgespielt, und schon überflutete sie das Land, die »neue deutsche Welle«, und ich glaube, dass da einige Autoren dabei waren, aus denen wirklich was wird, die weiter schreiben und vielleicht auch sehr gut werden. Aber das ist natürlich nur

meine persönliche Meinung. Womöglich habe ich ja einen Geschmack, den nicht jeder teilen kann. Ich halte mich da sehr bedeckt. Ich würde ja auch nie eine Kritik schreiben über einen lebenden Kollegen, das fände ich einfach unanständig ...

Frage aus dem Publikum: Wie steht es denn mit eigenen Vorbildern?

Lange-Müller: Autoren, die mir wichtig sind, gibt es eine ganze Menge, aber Vorbilder würde ich die nicht nennen; Pilotfische eher. Wenn ich die nicht mehr lesen dürfte ... Also, ich habe mal geträumt, dass eine böse Fee vor mir steht mit einem Krummschwert und damit rumpfuchtel und schreit: »Ab heute geht nur noch eins: Schreiben oder Lesen!« Und dann habe ich gesagt: »Ach, dann lass mich doch bitte lesen!«, weil mir klar war, dass Schreiben ohne Lesen gar nicht geht. Und als ich's mir gerade anders überlegen wollte, da zählte die schon rückwärts von Zehn bis Null, und bevor ich sagen konnte: »Nein! Halt! Lieber doch Schreiben!«, war die schon bei Null angekommen. Ja, das habe ich wirklich geträumt! Und diesen Traum habe ich später ein paar Kollegen erzählt und die gefragt: »Wie hättet ihr euch entschieden?«, ohne zu verraten, wie es bei mir gewesen war. Bis auf einen Dichter

haben alle gesagt: »Schreiben, davon leben wir ja schließlich!« Nur der Dichter sagte: »Nö, Lesen. Wo kommen wir denn hin, wenn alle nur noch schreiben wollen und keiner mehr liest!« So, und um jetzt endlich die Frage zu beantworten: Wenn ich einige Autoren nicht mehr lesen dürfte, dann würde ich wohl auch nicht mehr schreiben. Das ist wirklich so: Wenn ich Melville, Carson McCullers oder Italo Svevo zum Beispiel nicht mehr lesen dürfte, würde ich auch nicht mehr schreiben wollen, ja dann könnte ich gar nicht mehr schreiben. Wahrscheinlich würde ich allein schon aus Gram darüber, dass mir diese Möglichkeit genommen ist, verstummen. Das wäre was ganz Furchtbares, das wäre schlimmer als jede Schreibblockade.

K.A.: Wie würden Sie Literatur für sich selbst definieren?

Lange-Müller: Als Lebensmittel – aber nicht im Sinne von Essen, sondern von Lebensstoff, so existentiell wie Luft und Wasser. Eine Sache, die ich einfach brauche.

Die Diskussion wurde geleitet von K.A.-Redakteur Marcel Diel.

Im Buchhandel erhältliche Werke von Katja Lange-Müller:

Die Enten, die Frauen und die Wahrheit. Erzählungen. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2003. 256 Seiten. ISBN 3-462-03215-1. 18,90 Euro. –
Taschenbuchausgabe: Frankfurt a.M.: Fischer, 2005. ISBN 3-596-15624-6. 8,95 Euro.

Die Letzten. Aufzeichnungen aus Udo Posbichs Druckerei. Erzählung. Frankfurt a.M.: Fischer, 2002. 136 Seiten. ISBN 3-596-15501-0. 7,90 Euro.

Verfrühte Tierliebe. Zwei Erzählungen. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1995. 144 Seiten. ISBN 3-462-02445-0. 14,50 Euro.

Kasper Mauser – Die Feigheit vorm Freund. Erzählung. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1988. 94 Seiten. ISBN 3-462-01895-7. 13,50 Euro.

als Herausgeberin:

Vom Fisch bespuckt. Neue Erzählungen von 37 deutschsprachigen Autorinnen und Autoren. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2002. 304 Seiten. ISBN 3-462-03073-6. 22,90 Euro.